

Die Zweite Welt

Nr. 35

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1901

* * Hans und Peter. * *

Roman von Guy de Maupassant. Frei übertragen von Georg Freiherr von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Peter dachte Peter kaum mehr an die Rücksicht auf die öffentliche Meinung. Er hätte gewollt, daß alle Welt die Mutter anklage, wenn er nur gewußt hätte, daß sie unschuldig sei. Er, er allein. Wie konnte er noch an ihrer Seite leben, täglich, und wenn er sie ansah, glauben, daß sie seinen Bruder der Liebe eines fremden Menschen verdankte.

Und wie sie doch ruhig und heiter war und ihrer selbst sicher schien! War es denn möglich, daß eine Frau wie sie, von reinem Herzen und unberührter Seele, hätte fallen können, von der Leidenschaft erfüllt, ohne daß man ihr später irgend welche Beweismittel anmerkte oder eine Mahnung ihres erlöschten Gewissens.

Ach, die Beweismittel! Die Beweismittel! Einst, in der ersten Zeit hatten sie sie quälen müssen! Aber allmählig waren sie verblaßt, wie Alles verblaßt. Sie hatte sicher ihren Fehltritt beweint, aber nach und nach hatte sie ihn vergessen. Gaben nicht alle Frauen jene wunderbare Eigenschaft, zu vergessen, sodaß sie nach ein paar Jahren kaum den Mann wiedererkennen, dem sie ihren Mund und ihren ganzen Leib zum Kusse überlassen haben? Der Fuß schlägt ein wie ein Blitz, die Liebe geht vorüber wie ein Gewitter. Dann glättet und ebnet sich das Leben wieder, wie der Himmel, und es beginnt Alles von Neuem. Denkt man noch an Gewitterwolken?

Peter konnte es im Zimmer nicht mehr aushalten. Dieses ganze Haus, das Hans seines Vaters erbte auf ihm. Es war ihm, als drückte ihn das Dach auf den Kopf, als ersticke ihn die Mauern. Und da er sehr durstig war, zündete er sein Licht an, um in der Küche ein Glas frisches Wasser zu trinken.

Er stieg die beiden Stockwerke hinauf. Und als er dann mit der gefüllten Flasche zurückkam, setzte er sich im Hemd auf eine Treppenstufe in den Zug und trank gleich aus der Flasche in langen Schlucken wie ein durstiger Schnellläufer.

Als er wieder still saß, bedrückte ihn das Schweigen im ganzen Haus. Und allmählig hörte er jedes Geräusch. Zuerst vernahm er den Gang der Uhr im Wohnzimmer, deren Tiden von Sekunde zu Sekunde zu wachsen schienen. Dann hörte er wieder ein Schnarchen, das Schnarchen alter Leute, kurz, mühsam, hart, wahrscheinlich war es sein Vater. Und es traf ihn der Gedanke, als ob er ihm eben erst gekommen, daß diese beiden Menschen, die in demselben Hause schnarchten, Vater und Sohn, in der That ganz fremd waren. Es war kein Band zwischen ihnen, nichts einte sie. Und sie wußten es nicht. Sie sprachen zärtlich miteinander, sie küßten sich, lachten und freuten sich über dieselben Dinge,

als ob dasselbe Blut in ihren Adern rohte. Und doch konnten zwei Menschen, die am entgegengesetzten Ende der Welt geboren waren, einander nicht fremder sein, als dieser Vater und dieser Sohn. Sie meinten sich zu lieben, weil eine Lüge sie zusammengeführt. Eine Lüge schuf diese Vaterliebe und diese Sohnesneigung, eine Lüge, die nicht zu enthüllen war und von der nie Jemand etwas wissen würde als er, der echte Sohn.

Und doch, doch, wenn er sich nun täuschte! Aber wie sollte er es wissen? Wenn wenigstens eine Neugierigkeit, nur eine leichte Neugierigkeit zwischen seinem Vater und Hans bestünde. Eine jener seltsamen Gleichheiten in den Zügen, die vom Großvater bis auf den Enkel übergehen, beweisend, daß ein ganzes Geschlecht von der gleichen Unarmut stammt. Für ihn, den Arzt, hätte es nur einer Kleinigkeit bedurft, um das heraus zu finden. Vielleicht die Bildung der Stirnbäcker, der Schwung der Nase, die Stellung der Augen, die Art der Zähne oder des Haars. Ach, noch viel weniger, eine Bewegung, irgend eine Gewohnheit, eine Manier sich zu geben, gemeinsamer Geschmack, irgend ein beliebiger Zeichen, das dem geübten Auge charakteristisch erscheint.

Er suchte und fand nichts, aber auch nichts. Doch er hatte vielleicht nicht ordentlich hingesehen, schlecht beobachtet, da er doch bisher keinen Grund gehabt, jene feinsten Zeichen zu erforschen.

Er stand auf, um in sein Zimmer zurück zu kehren. Und langsam stieg er die Treppe hinauf, immer noch in Gedanken. Als er an seines Bruders Zimmerthür vorüber kam, blieb er kurz stehen und streckte die Hand aus, um zu öffnen. Der unwiderstehliche Wunsch überkam ihn, sofort Hans zu sehen, ihn lange anzublicken, ihn im Schlaf zu überraschen, während sich das Gesicht, die schlaff gewordenen Züge ausruhen und alle Zeichen des befehlten Lebens verschwinden. So würde er vielleicht das schlummernde Geheimnis seiner Physiognomie entdecken, und wenn wirklich eine zu konstatierende Neugierigkeit existierte, würde er sie finden.

Aber was sollte er sagen, um seinen Besuch zu erklären, wenn Hans aufwachte?

Er blieb stehen, die Finger an der Thürklinke zusammengekrallt, und suchte einen Grund, einen Vorwand.

Da erinnerte er sich plötzlich, daß er vor acht Tagen seinem Bruder eine Flasche Bandannin geholt, um Zahnschmerzen zu beruhigen. Er konnte ja sagen, er hätte Schmerzen, jetzt, diese Nacht, und wollte sein Mittel haben. Er trat also ein, aber er schlich sich ein wie ein Dieb.

Hans lag mit offenem Mund da und schlief

tief wie ein Thier. Auf den weißen Kissen zeichnete sich der blonde Bart und das Haar ab. Er wachte nicht auf, aber er hörte auf zu schnarchen.

Peter beugte sich über ihn und betrachtete ihn gierig. Nein, dieser junge Mann sah Roland nicht ähnlich. Und zum zweiten Male stieg in ihm die Erinnerung an den Maréchal's verschwundenen Miniaturbild. Er mußte es finden. Wenn er es sah, löste es ihm vielleicht jeden Zweifel.

Sein Bruder bewegte sich. Vielleicht fühlte er seine Gegenwart, oder der Lichtschein drang ihm durch die Augenlider. Da trat der Doktor zurück und ging auf den Fußspitzen zur Thür, die er geräuschlos schloß. Dann kehrte er in sein Zimmer zurück, legte sich jedoch nicht schlafen.

Der Tag kam nur langsam. Die Uhr im Wohnzimmer, die tief und ernst klang, als ob das kleine Uhrwerk eine große Kirchenuhr in sich trüge, schlug die Stunden, eine nach der anderen. Der Klang kam herauf über die Treppe, ging durch Mauern und Thüren und verscholl in der Tiefe der Zimmer, in der der Schläfer. Peter ging im Zimmer auf und ab, vom Bett bis an's Fenster. Was sollte er thun? Er fühlte sich so verstört, daß er den Tag nicht in der Familie zubringen mochte. Er wollte noch allein bleiben, mindestens bis zum anderen Tag, um nachzudenken, sich zu beruhigen, sich zu stärken für den gleichmäßigen Lauf der Tage, den er nun wieder aufnehmen mußte.

Nun, er wollte nach Trouville, um die Menschenmenge am Strand hin und her flutheu zu sehen. Das würde ihn zerstreuen, ihn auf andere Gedanken bringen, ihm Zeit geben, sich an das Furchtbare zu gewöhnen, das er entdeckte.

Sobald es Tag geworden, wusch er sich und zog sich an. Der Nebel war verschwunden, es war wunderschön. Da der Dampfer nach Trouville erst um neun Uhr den Hafen verließ, überlegte sich der Doktor, daß er vorher seine Mutter begrüßen mußte.

Er wartete bis zu der Zeit, wo sie täglich aufstand, dann ging er hinunter. Sein Herz schlug so laut, als er an die Thür trat, daß er erst stehen bleiben mußte, um Athem zu schöpfen. Die Hand, die er auf die Klinke legte, war schlaff und zitterte, er war beinahe nicht im Stande, sie herunter zu drücken, um zu öffnen. Er klopfte. Die Stimme seiner Mutter fragte: „Wer ist da?“

„Ich, Peter.“

„Was willst Du?“

„Dir Adieu sagen, weil ich den Tag mit Freunden in Trouville zubringen will.“

„Ich bin noch im Bett.“

„Gut, also laß Dich nicht stören. Ich küsse Dich heute Abend, wenn ich zurück bin.“

Er hoffte fortzukommen, ohne sie zu sehen, ohne auf diese Wangen den falschen Kuß zu drücken, den Kuß, bei dem sich sein Herz zusammenzog, wenn er nur daran dachte.

Aber sie antwortete: „Einen Augenblick, ich mache auf. Warte, bis ich mich wieder hingelegt habe.“

Er hörte ihre bloßen Füße auf dem Fußboden. Dann glitt der Kiesel zurück und sie rief: „Komm' herein.“

Er trat ein. Sie saß im Bett, während ihr zur Seite Roland, eine Nachtmütze auf dem Kopf, zur Wand gefehrt beharrlich weiterschloß. Er war nicht zu werden, wenn man ihn nicht schüttelte, daß man ihm beinahe den Arm ausriß. An den Tagen, wo er auf Fischfang ging, war es das Mädchen, das, durch den Matrosen Papagris zur verabredeten Zeit herausgeschlingelt, ihren Herrn aus diesem todtenähnlichen Schlaf rüttelte.

Peter blinnte seine Mutter an, während er auf sie zuschritt. Es war ihm plötzlich, als hätte er sie noch nie gesehen.

Sie hielt ihm die Wangen entgegen. Er drückte zwei Küsse darauf. Dann setzte er sich auf einen niedrigen Stuhl.

„Hast Du diesen Ausflug gestern verabredet?“ fragte sie.

„Ja, gestern Abend.“

„Bist Du zum Essen zurück?“

„Ich weiß noch nicht. Jedenfalls wartet nicht auf mich.“

Er betrachtete sie mit erstaunter Neugierde. Das war seine Mutter, diese Frau. Plötzlich schien ihm das ganze Gesicht, das er von Kindheit an kannte, jetzt seine Augen zu sehen gelernt, dieses Lächeln, diese allgewohnte Stimme so neu, so anders wie sie sonst für ihn gewesen. Er begriff jetzt, daß er sie, da er sie liebte, nie genau angesehen. Und doch war sie es, und er kannte jeden kleinen Zug ihres Gesichtes. Aber die Einzelheiten ihrer Züge sah er jetzt wie zum ersten Mal. Die ängstliche Aufmerksamkeit, mit der er dieses liebe Antlitz untersuchte, machte es für ihn anders, als er es jemals gesehen.

Er erhob sich, um fortzugehen. Dann, indem er der unwiderstehlichen Lust, die Wahrheit zu erfahren, die ihn seit dem Tage vorher quälte, nachgab, sagte er: „Sag' mal, ich glaube mich zu erinnern, daß wir früher im Salon ein kleines Bild von Maréchal hatten.“

Sie zögerte ein oder zwei Sekunden, oder er bildete es sich wenigstens ein. Dann sagte sie: „Gewiß.“

„Ja, und wo ist denn das Bild hin?“

Sie hätte noch schneller antworten können, als sie that. „Dieses Bild? . . . Warte 'mal. . . Ich weiß nicht recht. Ich hab's vielleicht in meinem Schrank.“

„Ach, sei so gut und sag' es 'mal.“

„Ja, ich will es suchen. Woher willst Du es denn haben?“

„Ach, es ist nicht für mich. Ich habe mir überlegt, daß es doch ganz natürlich wäre, es Hans zu schenken, und daß ihm das Freude machen müßte.“

„Ja, Du hast Recht, das ist eine gute Idee. Ich werde es suchen, sobald ich auf bin.“

Und er ging fort.

Es war ein prächtiger heller Tag. Sein Windhauch rührte sich. Die Menschen auf der Straße schienen guter Laune zu sein, die Geschäftslente, die ihren Geschäften nachgingen, die Bedienten, die ihr Patron ansahen, die Mädchen, die zu ihren Läden eilten. Einzelne kannten etwas vor sich hin, in glücklicher Laune bei diesem schönen Wetter.

Die Leute gingen schon auf den Dampfer nach Cromwell. Peter setzte sich ganz hinten auf eine Bank.

Er fragte sich: „War sie eigentlich bei meiner Frage nach dem Bilde verärgert oder nur erstaunt? Hat sie's klar verstanden oder verwechselt? Weiß sie, wo's ist, oder weiß sie es nicht? Und wenn sie es verwechselt hat, was dann?“

Und sein Geist, der immer denselben Weg von Schlaf zu Schlaf ging, sagte sich: „Dieses Bild, das Bild eines Fremden, eines Bekannten, war vor aller Augen immer im Salon geblieben, so lange,

bis die Gattin oder die Mutter gemerkt hatte, zu allererst vor anderen Menschen, daß ihr Sohn dem Bilde ähnlich sah. Sie hatte wahrscheinlich längst nach dieser Ähnlichkeit gespürt. Aber nun, als sie sie wirklich gefunden, als sie sie allmählig kommen sah und begriff, daß nun jeder Andere sie eines Tages ebenso entdecken könnte, hatte sie eines Abends das kleine Bildchen, das gefährlich wurde, fortgenommen und es versteckt, da sie es nicht zu verichten wagte.

Und jetzt erinnerte sich Peter ganz genau, daß das kleine Bild schon längst fort war, längst, ehe sie Paris verlassen. Es war verschwunden, meinte er, als Hans' sprossender Bart ihn plötzlich den jungen, blonden Mann, der auf dem Bildchen lächelte, ähnlich gemacht.

Die Bewegung des abfahrenden Schiffes führte seine Gedanken. Er stand auf und blickte auf das Meer hinaus. Der kleine Dampfer bog, als er den Hafen verlassen, links um und steuerte keuchend, stöhnend, zitternd auf die ferne Küste zu, die man im morgendlichen Nebel sah. Hier und da lag das rote Segel eines schweren Fischerbootes unbeweglich auf der ebenen Fluth und sah aus wie ein großer Felsen, der aus dem Wasser ragte. Und die See, die von Nouen herabfloß, ähnelte einem breiten Meeresarm, der zwei benachbarte Länder trennt.

In einer knappen Stunde kamen sie nach dem Hafen von Cromwell. Und da gerade Badezeit war, ging Peter an den Strand.

Dieser sah von Weitem aus wie ein langgestreckter Garten voll farbiger Blumen. Vor der großen Düne gelben Sandes, die vom Hafendamm bis zu den schwarzen Felsen sich erstreckte, ähnelten die Sonnenschirme in allen Farben, die Hüte in allen Formen, die Kleider in allen Färbungen, die man gruppenweise vor den Kabinen sah, entweder in langen Reihen an der Fluth oder hier und da verstreut, wirklich gewaltigen Blumensträußen auf einer riesigen Wiese. Und das unbestimmte nahe oder ferne Geräusch der Stimmen in der klaren Luft, die Ruhe, das Gejohle der Kinder, die man habete, das helle Lachen der Frauen gab einen rauschgeheulen Lärm, der sich leicht mit dem Windhauch mischte. Man schien beide zugleich einzatmen.

Peter ging zwischen den Menschen auf und ab. Ferner, fremder, abgeschiedener von ihnen, in seine quälenden Gedanken versenkt, als ob man ihn hundert Meilen im Meer draußen vom Deck eines Schiffes in die See geworfen. Er streifte die Menschen, und ohne daß er zuhörte, trafen ein paar Redensarten sein Ohr. Und ohne hinzublicken sah er, wie die Herren mit den Damen sprachen und die Damen mit den Herren lächelten.

Aber plötzlich, als sei er aufgewacht, gewahrte er sie deutlich. Und ein Haß stieg in ihm auf gegen sie Alle, denn sie schienen glücklich und zufrieden zu sein.

Jetzt ging er durch die Gruppen der Menschen hindurch, um sie herum, plötzlich mit neuen Gedanken. All' diese verschiedenfarbigen Toiletten, die den Sand wie ein Bouquet bedeckten, diese schönen Stoffe, die hellen Sonnenschirme, die Grazie der eingekrümmten Taille, alle jene genialen Erfindungen der Mode, vom winzigen Schuhchen bis zum extravaganten Hut, die ganze Verschönerung, die in den Bewegungen lag, in der Stimme, im Lächeln, kurz, die Koketterie, die sich an diesem Strand breit machte, erschienen ihm plötzlich wie eine Kiefenblume der Fieberhitze des Lebens. Alle diese geschmückten Damen wollten gefallen, verführen, irgend Jemand in ihre Reize ziehen. Sie hatten sich schön gemacht für die Männer, für alle Männer, nur nicht für den eigenen Ehemann, den sie nicht mehr zu erobern konnten. Sie hatten sich schön gemacht für den Liebhaber von heute und den von morgen, für den unbekanntem Mann, den sie begegneten, den sie vielleicht schon gesehen und schon erwarteten.

Und all' diese Männer, die neben ihnen saßen, Auge in Auge getaucht, Mund an Mund mit ihnen sprachen, lachten sie, begehrten sie, machten Jagd auf sie, wie auf ein flüchtiges feines Wild, obgleich es so nahe bei ihnen war und so leicht zu erreichen.

Dieser ganze weite Strand war also nichts als ein Liebesmarkt, wo die Einen sich verkauften, die Anderen sich verschafften; diese verschafferten ihre Liebe und jene versprachen sie nur. All' diese Frauen dachten nur immer an dasselbe: ihr schon-anderen Männern geschenktes, verkauftes, versprochenes Fleisch anzubieten und begehrenswerth erscheinen zu lassen. Und er meinte, daß es auf der ganzen Erde ebenso sei.

Und seine Mutter war genau so, wie alle Anderen. Wie die Anderen? Nein! Es gab Ausnahmen, viel, viel Ausnahmen. Die, die er hier nur sich sah, die Reichen, die Verriichten, die Liebesjägerinnen gehörten im großen Ganzen zur eleganten galanten Welt oder sogar zur künstlichen eleganten Welt. Denn an diesem Strand, wo alle diese Beschäftigten hin und her liefen, traf man nicht die ganze, große Menge der anständigen Frauen, die sich in ihren Häusern hielten.

Das Meer stieg und trieb allmählig die vorderste Reihe der Badenden gegen die Stadt zu. Ganze Gruppen standen schnell auf und entflohen, indem sie ihre Stühle mitnahmen, vor der gelben Fluth, die mit einem kleinen schäumenden Spitzensaum näherkam. Die Kabinenwagen wurden auch von den Pferden den Strand hinaufgezogen. Und auf dem Breiten des Promenadenweges, der von einem Ende des Strandes zum anderen läuft, ergossen sich jetzt ununterbrochen zwei breite, langsam dahinfließende Ströme eleganter Menschen, die gegeneinander flossen, sich trafen und sich mischten. Peter machte die Menge nervös. Er lief fort und ging in die Stadt. Und draußen, fast schon an den Feldern, frühstückte er in einem kleinen Weinstock.

Nachdem er seinen Kaffee getrunken, streckte er sich auf zwei Stühlen vor der Thür aus. Und da er diese Nacht kaum geschlafen, schlummerte er im Schatten einer Buche ein.

Nachdem er sich ein paar Stunden ausgeruht, rüttelte er sich auf und gewahrte, daß es Zeit sei, das Dampfschiff zur Heimkehr zu nehmen. Und er setzte sich in Gang. Er wollte heim. Er wollte wissen, ob seine Mutter das Bild Maréchal's wieder gefunden, ob sie zuerst davon anfangen würde oder er sie wieder danach fragen müßte. Wenn sie abwartete, daß er sie noch einmal darnach frug, dann hatte sie bestimmt einen Grund, das Bild nicht zu zeigen.

Aber als er wieder in seinem Zimmer saß, zögerte er, zum Essen hinunter zu gehen. Er litt zu sehr. Sein verwundenes Herz hatte noch keine Zeit gehabt, sich zu beruhigen. Aber er entschloß sich trotzdem und erschien im Speisezimmer, als man sich eben zu Tisch setzen wollte.

Ein Ausdruck der Freude lag auf allen Gesichtern. „So, so,“ sagte der alte Roland. „Sind Einkäufe machen sich gut? Na, ich will nicht sehen, bis Alles fertig ist.“

Seine Frau antwortete: „O ja, wir kommen vorwärts. Man muß sich's nur ein bisschen überlegen, daß man keine Dummheiten macht. Die Möbelfrage giebt viel zu schaffen.“

Sie hatte den ganzen Morgen mit Hans beim Tapezierer und Möbelhändler zugebracht. Sie wollten gern reiche Stoffe haben, ein wenig pompös, daß sie auch gleich in's Auge fielen. Ihr Sohn dagegen wünschte einfache Bornehmheit. Nun hatten sie angesichts all' der Muster und Proben immer Beide ihre Gründe auseinander gesetzt. Sie behauptete, daß der Klient vom Rechtsanwalt gleich gefangen genommen werden müsse, daß er sofort fühlen müsse, wenn er in das Wartezimmer tritt. Der Mann ist reich.

Hans aber, der nur gern elegante und wohlhabende Klienten haben wollte, hatte die Absicht im Gegentheil die Leute durch bescheidenen und sicheren Geschmack einzunehmen.

Und der Streit darüber, der schon den Morgen gedauert, fing schon bei der Suppe wieder an.

Roland hatte gar keine Meinung. Er sagte: „Ich will von nichts hören. Ich werde mir das Gesicht ansehen, wenn's fertig ist.“

Frau Roland berief sich auf das Urtheil ihres ältesten Sohnes. „Nun Peter, was meinst Du beim dazu?“

Er war so nervös, daß er am liebsten mit irgend einem Schimpfwort geantwortet hätte. Aber er sagte dennoch in trockenem Ton, aus dem aber seine Erregung zitterte: „Ach, ich bin ganz Hans' Ansicht. Ich bin für Einfachheit im Geschmack, die sich beim Charakter mit Ehrlichkeit und Offenheit vergleichen läßt.“

Die Mutter sagte: „Aber vergiß nicht, daß wir in einer Handelsstadt leben, wo man guten Geschmack nicht auf der Straße findet.“

Peter antwortete: „Was thut das? Ist das etwa ein Grund, es den Dummen gleich zu thun? Wenn meine Landsleute dumm oder unehrlich sind, muß ich sein wie sie? Eine Frau wird nicht ein Verhältnis anfangen, nur weil ihre Nachbarinnen Liebhaber haben.“

Hans fing an zu lachen. „Du stellst Vergleiche an, wie ein Moralprediger.“ Peter antwortete nicht. Mutter und Bruder setzten ihr Gespräch über Stoffe und Stühle fort. Er betrachtete Beide, wie er seine Mutter am Morgen schon betrachtet, ehe er nach Trouville gefahren. Er beobachtete sie wie ein Fremder. Und es war ihm, als wäre er wirklich plötzlich in einer ganz fremden Familie.

Vor Allem fiel sein Vater seinem Auge und seinen Gedanken auf. Dieser dicke, schlappe, selbstzufriedene, alberne Mann sollte sein Vater sein? Nein, nein, Hans sah ihm in keiner Beziehung ähnlich.

Seine Familie! Seit zwei Tagen hatte eine böse, fremde Hand, die Hand eines Todten, alle Bande, die diese vier Wesen aneinander knüpften, eins nach dem anderen zerrissen. Es war aus, Alles zerstückt. Er hatte keine Mutter mehr. Er konnte sie nicht mehr lieb haben, da er sie nicht mehr mit dem absoluten Respekt achten konnte, mit der heiligen, zarten Liebe, wie sie ein Sohnesherz braucht. Keinen Bruder — denn dieser Bruder war der Sohn eines Fremden. Er behielt nur noch einen Vater, diesen dicken Mann da, den er nun einmal nicht liebte, so sehr er sich auch Mühe gab.

Und plötzlich fragte er: „Sag' mal, Mama, hast Du das Bild wiedergefunden?“

Sie riß erstaunt die Augen auf. — „Welches Bild?“

„Das Bild von Maréchal.“

„Nein. Das heißt, ja wohl. Gefunden habe ich's nicht, aber ich glaube, ich weiß, wo es ist.“

„Was denn?“ fragte Roland.

Peter sagte zu ihm: „Das kleine Bild von Maréchal, das früher in unserem Salon in Paris stand. Ich dachte, es müßte Hans Freude machen, es zu besitzen.“

Roland rief: „Natürlich! Natürlich! Ich erinnere mich genau. Ich hab's sogar Ende voriger Woche noch mal gesehen. Die Mama fand es im Schreibisch, als sie Papiere ordnete. Es war Donnerstag oder Freitag. Weißt Du noch, Louise? Ich war gerade beim Rasiren, da nahmst Du es aus einem Fach und legtest es auf einen Stuhl neben Dich mit einem Haufen Briefe, von denen Du die Hälfte verbranntest. Es ist doch wirklich komisch, daß Du zwei oder drei Tage vor Hans' Erbschaft das Bild wiederfandest. Wenn ich an Ahnungen glaubte, das wäre eine.“

Frau Roland antwortete ganz ruhig: „Ja, ja. Ich weiß, wo's ist, ich werde es nachher suchen.“

(Fortsetzung folgt.)

Stadtleben im Mittelalter.

Von Emil Rosenow.

Die Geschichte der deutschen Städte, ihre Entstehung, Entwicklung, ihr Verfall und ihr Wiederaufblühen im Zeichen des Kapitalismus ist zugleich die Geschichte des deutschen Bürgerthums selbst. Die wechselnde Bauart der Städte, das Leben und Treiben in den Wohnungen, Werkstätten und Straßen, die Verwaltung der Stadt und Alles, was sonst hierbei in Frage kommt,

hängt völlig zusammen mit dem jeweiligen Stande der Kultur des Bürgerthums.

Die Geschichte der deutschen Stadt ist alt, aber vielfach sind die Spuren verwischt. So fehlt fast jede Spur der vor der Okkupation durch die Römer in einzelnen deutschen Landestheilen etwa bestandenen Ortschaften. Nach dem Zusammenbruch der Römerherrschaft bestanden theils die von dieser begründeten Städte fort, theils trat das neue christliche Herrenthum in die Fußstapfen der Römer. Die Bebauung des Bodens durch Leibeigene und Hörige machte es vorthellhaft, diese in der Nähe der Burg oder in der Vorburg, die man in einem gewissen Umkreise besetzte, anzusiedeln. Sie waren dadurch völlig in die Gewalt des Herrn gegeben. Einzelne minder mächtige Freie siedelten sich wohl auch in dem Schutze dieser Befestigungen an, und so entstanden Bürgerstädte.

In den nicht von den Römern okkupirt gebliebenen deutschen Landestheilen stammen die ersten Nachrichten über Städtegründungen aus dem achten Jahrhundert. 722 entstand Amöneburg, 724 Ohrdruff, 732 Friblar, 736 Herzfeld, 741 Buraburg, 742 Fulda. Daneben entstanden auch slavische Ortschaften in Deutschland. So waren bald vier Gruppen von Städtebildungen vorhanden. Die erste waren die Burgflecken, die sich theils an römische, theils an deutsche Burgbauten anlehnten. Die zweite die durch die christliche Geisteswelt zur Stütze ihrer Macht hervorgerufenen Ansiedelungen. Wie heute in den Kolonien um die Niederlassung der Mission, siedelten sich um das entstandene Kloster die zu Christen gewordenen und unterjochten Deutschen an. Eine dritte Gruppe von Ortsbildungen sehen wir bei den von freien Germanen gebildeten Niederlassungen. Dort, wo Handelsstraßen sich kreuzten oder Ueberrichtung sich nöthig machte, entstanden diese Niederlassungen, die, langgestreckt, am Rande der Straße oder am Ufer des Flusses errichtet wurden. So bildeten sie eine einfache Häuserreihe, die sich stets erweiterte, bis der wachsende Verkehr zwang, eine zweite, die man dann parallel laufen ließ, anzulegen und durch Quergäßchen zu verbinden. Etwaige Marktplätze, die der sich entwickelnde Handel hervorrief, erhielten so von selbst die Gestalt eines Bieredels. Eine vierte Gruppe in der deutschen Städtebildung sind schließlich die slavischen Ortschaften, wie sie noch heute im Simeburgischen, Pommern, den Marken, Thüringen, Sachsen, Böhmen usw. bestehen. Die einzelnen Höfe einer solchen Ortschaft bildeten, fest aneinander geschlossen, einen Ring um den „Platz“ oder „Markt“, der nur an einer Stelle einen Eingang bot und in dessen Mitte sich ein Teich befand. Hinter den Höfen verbreiterten sich die Hausgärten fächerförmig nach auswärts. Eine gleiche Grundlage hatten ursprünglich auch die von den Slaven gegründeten Städte. Um den Ring, den Marktplatz, reiheten sich die Wohnhäuser, hinter denen allmählig konzentrische Straßenkreise mit durchschneidenden Verbindungsgassen angelegt wurden. Am Ende des zehnten Jahrhunderts hatten sich die städtischen Ortschaften bereits soweit entwickelt, daß man gezwungen war, durch allgemein gültige Verordnungen der Willkür des Einzelnen beim Bau Schranken zu setzen.

Die Stadt bekam jetzt allmählich das Aussehen, welches sie durch das ganze Mittelalter hindurch, ja, in einzelnen Fällen bis auf unsere Zeit bewahrt hat. Innerhalb des Ringes der hohen Stadtmauern wurde der Bauboden rar und dies zwang dazu, immer enger zu bauen. So entstanden jene engen und winzigen Gäßchen mit ihren verhältnismäßig hohen Häuserbauten, die in der Enge der Gasse sich oft gegenseitig zu berühren schienen. Und wie die Stadt selbst, so waren auch diese Häuser düster und lichtlos, vor den Fenstern schwere Eisengitter, die den Bewohner schützen vor dem Eindringen des Diebes, des Mäubers. Die ganze Bauart der Stadt drückte charakteristisch aus, daß das deutsche bürgerliche Leben jener Zeit auf das Haus beschränkt war.

Die Städte wurden überall groß durch den Handwerker. Die handwerksmäßige Produktionsweise, vordem nur auf den Frohnhöfen, wurde immer

mehr ausschließlich städtisch. Was die Gutsherren ehemals auf den eigenen Höfen erzeugen lassen, mußten sie nun in den Städten als Waaren kaufen. Das Ansehen und die Macht der städtischen Handwerker nahmen zu. Sie erhielten allmählich Marktfreiheit, das Recht, frei und ungehindert zu kaufen und zu verkaufen. Diese Entwicklung begann mit dem 11. Jahrhundert und brachte die Städte zu hoher Blüthe.

Im 12. Jahrhundert waren die Städte fast überall bereits jener Gestalt entkleidet, die sie hatten, als die Bürger Handwerker und Ackerbauern zugleich waren. Die Ausdehnung der Häuserbauten zwang dazu, Acker, Weinberge, Gärten vor den Mauerbezirk zu verlegen. Nur die Kirchen mit ihren Todtenhöfen, die Besitzungen des Stadtabels, die Klöster, die Stifte blieben an ihrem alten Platz und zwangen daher zum Bau enger winkliger Gassen. Stock um Stock wuchs das Handwerkerhaus, und vor demselben, in den „Vorsträßen“ oder den „Lauben“, wickelte sich im Lärm der Gasse der Handel ab. Das vorspringende Uebergezimmer der Stockwerke, die breiten Erker, die schräg nach der Straße liegenden Kellereingänge, Vieh- und Schweinestalleingänge, schmutzige Gassen mit stehendem stinkendem Wasser machte die Passage schwierig. Vom Bürger- und Handwerkerhaus unterschied sich schon äußerlich durch dicke Mauern, Hof und massigen Steinbau das gegen jeden Angriff bewehrte Haus des Stadtabels. In den Zeiten, da die Zünfte der Handwerker den Kampf gegen die Patrizierherrschaft aufnahmen, gab es dort blutige Kämpfe. In den Höfen standen große Getreideböden, voll des Zinsgetreides der Pachtbauern, und die Keller bargen in mächtigen Fässern den selbstgezogenen Wein. Dennoch aber fand man hinter den schweren Thüren, den niedrigen, vergitterten Fenstern nur wenig Luxus. Das enge Zimmer nahm zur Hälfte der Herd ein, dann hatten nur noch Tisch und Stühle Platz, sowie die schwere Ruhe, welche die Frauengewänder einschloß. Der Schrank war meist in die Mauer eingebaut und enthielt die Kleinode und Schriftstücke der Familie. Der düstere Raum ließ keine Fröhlichkeit aufkommen. Sie war eher bei dem Großhändler der Seestädte zu finden, in dessen Hause der unterste Raum eine große Halle bildete, die wohl den Weinfässern Platz bot, an denen der Gast sich laben konnte. Zugleich waren sie Waarenlager, in denen gewogen, gepackt und verkauft wurde. Solche Häuser waren in ihrem Holzwerk mitunter auch reich verziert und geschnitten. Das Haus des Bürgers aber erschien mehr als einfach und ebenso stand es um Möbel und Hausgeräth.

Entsprechend ihrer vorwiegend hölzernen Bauart der Häuser waren denn auch die deutschen Städte im 12. bis 14. Jahrhundert fortgesetzt von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht. Erst als man später massiver zu bauen begann, hörten auch die häufigen und schrecklichen Feuer auf.

In den engen Straßen, Häusern und Höfen herrschte Halbdunkel und dumpfer Modergeruch auch am Tage. Brach aber die Nacht herein, so erhellte kein Licht das Dunkel und oft trieben Mäuber in den dunklen Gassen ihr Unwesen. Erst in späterer Zeit begann man kümmerliche Laternen einzuführen und durch regelmäßige Rathswachen die Gassen abstreifen zu lassen. Die vielen in der Stadt liegenden Gärten brachten es mit sich, daß die Straßen sich bei Regenwetter in einem fast unpassibaren Zustande befanden. Dann mußte der Holzschuh ausbleiben, den der Bürger an den Fuß zog, um nicht im Schmutz stecken zu bleiben. Noch im 15. Jahrhundert kämpften überall die Stadträte gegen die Bürgergewohnheit, Misthaufen vor den Häusern zu halten und in unbefränkter Zahl Schweine zu züchten, die sich tagsüber auf den Gassen lagerten und den Boden zerwühlten. Diese entsetzliche Unsauberkeit erklärt auch die furchtbaren Seuchen, unter denen das Mittelalter zu leiden hatte. Die Pest wüthete in den Städten oft mehrere Jahre, aber anstatt ihre Ursache, den Schmutz, zu beseitigen, warf sich die abergläubische Bevölkerung noch mehr dem Mistzünne in die Arme, den die herrschende Kirche nährte. Und als das Massensterben die Furcht vor

dem Tode besiegt hatte, waren die Städte oft der Schauplatz wilder abergläubischer Erregung, die schließlich in den Fahrten der von Ort zu Ort wandernden Geister, den Romsfahrten, den Judenheken ihren fürchterlichen Ausdruck fanden. Es half nichts, daß man die „Ausföhigen“ aus der Stadt verbannte, sie in Hüllen auf freiem Felde unterbrachte, von Allen gemieden, sie der Verwilderung überließ; Geschlechtskrankheiten und Seuchen verwißelten weiter die Städte, bis diese endlich den größten Schmutz entfernten.

Neben den Seuchen waren es die Jahre der Lethargie der Lebensmittel, unter denen die Bevölkerung der Städte besonders zu leiden hatte. Das Verkehrsweien stand noch so völlig in den Kinderstufen, daß eine Mißernte, auch nur in einem Landestheile, sofort den schlimmsten Lebensmittelmangel hervorrief. Aber auch sonst waren, den höheren Werth des Geldes in Betracht gezogen, die Lebensmittel nicht viel billiger wie heute, wohl aber viel schlechter. Brot und Fleisch waren die Hauptnahrung, als Zusatz war Butter, Käse, Speck beliebt. Käse galt dabei schon als ein Luxusartikel, und die feineren Speisen von heute, sowie die Konditorwaaren waren noch gänzlich unbekannt. Auf der ritterlichen Tafel erschien auch in den Städten bei festlicher Gelegenheit der ganze am Spieß hergestellte Braten, die reichen Bürger aber waren schon froh, wenn ein Hühnerfüßlein, eine Gans oder eine Gierpeise auf dem Ehrenplatze der Tafel erschien, welche Speisen ihnen meistens ihre Pfllichten liefern mußten. Auch Wild wurde öfter gegessen, dagegen erschien von Geflügel fast nur der gefolgte Hering auf dem Tische, weil früher Fisch, bei der Länge des Transportes, verkauft wäre. Die Proletarier der Städte aber nährten sich kümmerlich mit Brot und Haferbrei, und wenn sie Fleisch aßen, so war es jüher das von kranken, gefallenem, krepirten Thieren. Je geringer aber die Auswahl der Speisen, um so mehr Werth legte der Bürger auf das Getränk. Der mittelalterliche Durst hing eng zusammen mit dem Hunger, wodurch man das oft milderwertige Fleisch schwachhaft machte; ging Bier und Wein aus, so empfand der Bürger dies deshalb ebenso drückend, wie einen Nahrungsmangel überhaupt. Die Bierproduktion wurde in allen Städten streng überwacht und die „Biergerechtigkeit“, die den Bürgern erlaubte, reichlich in ihren Häusern das von der Stadt- oder Klosterbrauerei hergestellte Bier zu verschlecken, war eine alte Einrichtung deutscher Städte. Der Wein, d. h. der billige deutsche Landwein, war ein Volksgetränk. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts schildert der Wiener Rausch Haber folgenden wöchentlichen Vorgang, der deutlich zeigt, wie der Wein Getränk auch des ärmeren Volkes war: „In den Samstagen ist Wochenmarkt, da ist ein Geleise auf dem Platze von Häusern und Verkaufern, als wenn es Jahrmarsch wäre, insondere aber auf dem Platze, wo der Weinmarkt ist. Da stehen oft 300 Bogen und Karren mit Wein, und ich achte, daß kein zweiter Weinmarkt in Alemannien sei, wo so viel Wein auf dem Bogen feil steht und so schnell verkauft ist. Denn vor Mittag ist Alles verkauft.“ Aber der Wein hielt den Vergleich mit dem heutigen nicht aus. Man verstand ihn noch nicht so zu behandeln und hielt ihn auch nicht so lange auf Lager wie heute, so daß er oft eckiger war. Besser war nur der Wein der Rittersitze und der Kaufleute, die eine Ehre darin sahen, für schweres Geld den Italiener, den ungarischen, den romanischen und griechischen Wein weißer zu beziehen und ihre herkömmlichen Gelage dadurch edeliger zu gestalten.

Einfach, kräftig, gesund, wie Ochs- und Gesehah des Stadtbrotweines, war anfangs auch die Kleidung. Mit dem zunehmenden Reichthum entwickelte sich denn der prächtige Luxus, der sich jetzt in der Kleidung äußert und bis zur höchsten Verschwendung ging. Es wurde einer selbständigen Arbeit bedürftig, die in der Kleidung und der Mode veranschaulichte Kulturentwicklung zu fördern.

den Bau ein monumentales, künstlerisches Aussehen zu geben. Die Vorherrschaft der Klerisei bewirkte, daß sich die Baukunst zumal in prächtigen Kirchenbauten ankerte. Der Dom zu Köln ist davon noch heute das großartigste Zeichen. Kunst und Künstler standen fast ausschließlich im Dienste der Kirche; die Baukunst, die Holzbildhauerei, die Steinbildhauerei, die Malerei, die Goldschmiedekunst, die Kunstweberei, alle deutschen Künstlerhände standen im Dienste kirchlicher Herrschaft. Fast ist zu bewundern, daß nach den enormen Opfern, die die Klerisei mit den prächtigen Kirchenbauten den Bürgerkassen der Städte aufzuerlegen mußte, noch Mittel genug flüssig blieben, um die häufig großartigen Rathhaus-, Kaufhaus-, Gildehaus- und Wohnhausbauten aufzuführen, die im 13. Jahrhundert die Städte zu Schmüden begannen.

Der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens in der Stadt war die Trinkstube. In den Zeiten der Zunftbewegung gegen das Patrizierregiment, wie der Gesellenbewegung gegen die Zünfte, wuchsen sie sich zu regelrechten politischen Versammlungen aus. Die Trink- oder Gildeinstube, in der die Bürger der verschiedenen Gewerbe in stolzer Abgeschlossenheit voneinander verkehrten, hatten ihre besondere Ordnung, nach der verfahren werden mußte. Hier wurden aber auch alle politischen und sonstigen Angelegenheiten besprochen. „Sunterhöse“, „Arntshöse“ hießen die Gildeinstuben der reichen Großhändler in Danzig. Waren auch die Trinkstuben der Bürger kleiner Städte nicht, gleich jenen des Nordens, mit mittelalterlichem Prunk überladen, so hatten sie doch keine geringere Bedeutung als diese.

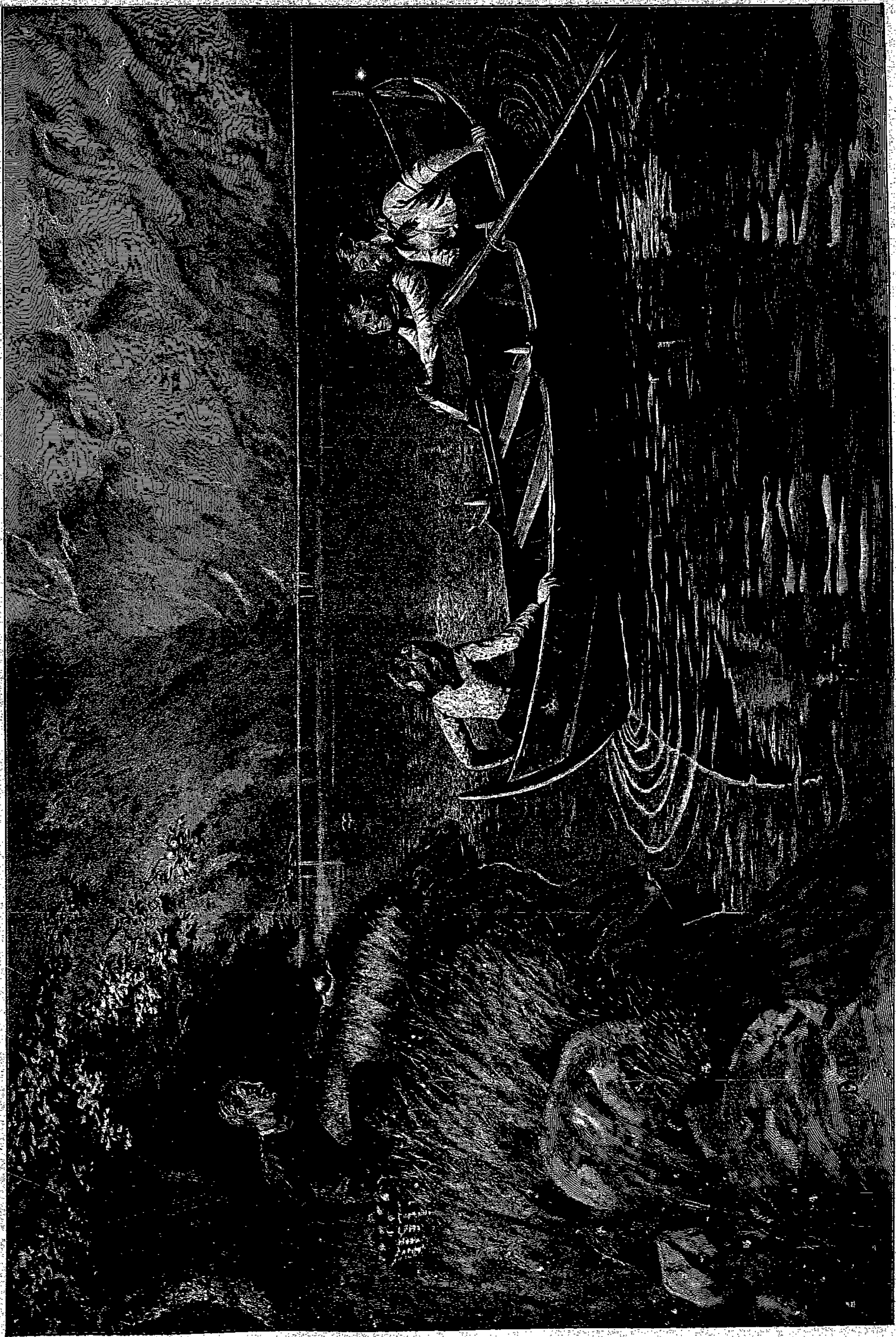
Die ganze kräftige Lebenslust und der gesunde Uebermuth des Volkes tritt uns in den Spielen und Festen jener Zeit entgegen. Oft freilich zeigen sie uns auch, wie der finstere geistige Druck, der auf dem Volke lastete, nur bewirkte, daß hernach die lange zurückgehaltene Sinnlichkeit sich in einer fürchterlichen barchantischen Explosion Luft machte. Die fröhliche Geselligkeit, gebarst dabei nicht zu den letzten. Wenn in den Tagen der Fastenzeit sich die Menge der Berauschten und bunten Narren in den Gassen tummelte und die Nächte hindurch der Lärm an den Häusern emporgellte, vor denen gelacht, geschmämt, gezecht wurde, dann fand man oft unter der Masse die frommen Bewohner der Klöster, die ihre Skutte mit einem Narrenkleid vertauscht hatten. Je frommer die Zeit, desto schlechter stand es eben um die Sittlichkeit. Die Lebenslust des kräftigen Städtervolkes wurde als „Fleischeslust“ von der Geistlichkeit bekämpft und brach, nach scharfer Zurückhaltung, um so heftiger hervor. Darin auch findet man die Erklärung für die oft unmensliche Nothheit, die wir bei dem Geschlecht jener Tage beobachten. Und sie war nicht nur bei den Männern, sondern auch bei den Frauen vorhanden. Dem Prunk und dem Spiel trübten die Frauen ebenso wie die Männer. In vielen Städten hatten die Frauen ebenfalls ihre „Karthöse“, „Karthäuser“, und in Rathsbrieffen wird oft hiergegen geeifert. Nicht bezeichnend sind auch die Straßen, denen wir fast überall gegenüber den Wüstlingen begegnen. Sie zeigen, daß die Frau gerade im frommen Mittelalter beständigen unzüchtigen Angriffen ausgesetzt und daß die Nothwehr ein Verbrechen war, gegen das man vergebens ankämpfte. Und nicht nur hiergegen, sondern gegen den ganzen sich immer wieder hervorbrechenden brutal-sinnlichen Zug der Zeit kämpften die Räte lange vergebens an, bis sie schließlich — mit ihm pallierten. Mit Eifer wandten sich die Stadträte gegen die öffentlichen Badesuben und verlangten deren Ersetzung für Männer und Frauen. Schließlich sahen sie sich gezwungen, selbst Frauenhäuser zu errichten und so eine kaserierte Prostitution zu schaffen. Bisherig nahmen die Städte die Wirthe dieser Häuser in Pflicht, sie regelten genau die Zahl der gehaltenen Frauen, ihre Abgaben usw., sie „friedeten“ die Häuser, d. h. sie bestrafte den doppelt, der dazwischen Gehege beging. Auch fand man bald, daß die Beförderung der Prostitution sehr einträglich für die Stadtkasse sei und ging in dieser Richtung überall vor. Wenn auch die öffentlichen Frauen

gehalten waren, sich in Schnitt und Farbe der Kleidung von den Frauen der ehrlichen Bürger zu unterscheiden, so waren darum die Prostituirten dennoch sehr angesehen. Sie wurden häufig offiziell zu den Tänzgen und Gelagen der Rathsherren auf's Rathhaus geladen und erschienen dort blumengeschmückt, als der Mittelpunkt der Fest. Ein deutscher Kaiser — Kaiser Siegismond — dankte sich bei den Bernern sogar „vor Fürsten und Herren“, daß der Rath sein Gefolge drei Tage lang unentgeltlich in dem „Gäßlein der schönen Frauen“ bewirthet habe. Derselbe Kaiser besuch in Ulm ganz öffentlich das dortige Frauenhaus. In vielen anderen Städten verfuhr man freilich mit den öffentlichen Frauen härter und stellte sie unter die Aufsicht des Senats.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erreichte auch die Unsitlichkeit ihren Höhepunkt. Der Neithum des Bürgerthums in den Städten hatte den Luxus, die Ueppigkeit und, in deren Gefolge, auch die Unsitlichkeit geboren. Während der Jahre der draußen, belastet von harten Frohuden und Gefällen aller Art, die Scholle bebauen mußte, auf's Blut ausgebeutet wurde, während der „Dankwerksknecht“, wie zahlreiche Zunftstatuten beweisen wie ein Sklave behandelt wurde, vergebens dem Bürgerthum den Ertrag der Arbeit des Baues und der Handwerksknechte in einem fast zügellos auszuweidenden Leben. Die geistigen Epidenien von denen weite Volkskreise ergriffen wurden, waren nur die Reaktion gegen solche ungesunden Zustände. Die ekelhaften Geister, die in Trupps zu mehreren Hunderten mit rothen Kreuzen und Fahnen an Ort zu Ort zogen, sich in Kirchen und Kirchhöfen niederwarfen und bis auf's Blut peitschen ließen, halbverwachsene Jugend, die in Thüringen, Ostpreußen plötzlich in Schaaren „nach dem heiligen Blute zu laufen“ begannen, barfuß, halbnackt, ohne Weg und Steg zu kennen, bis die wie irrsinnig Laufenden zusammenbrachen, dies und all' dergleichen sind doch nur krankhafte Erscheinungen hervorgerufen nicht bloß durch den Uebergang, sondern auch durch den auf den Armen lastenden dumpfen Druck des Gläubers, der sich der maßlosen Verschwendung der Besitzenden gegenüber gestellt hat und als diese Periode überstanden und die Schöpfung heller wurden, erhob sich auch sogleich eine Reihe von Satirikern, die in einer uns heute als unholten erscheinenden, für jene Zeit aber scharfsägenden Art schonungslos alle Schwächen der Kirche des Staates, der herrschenden Klasse bloßlegten und mit blutigen Hohn überschütteten. Das war die Periode, in der das mittelalterliche Bürgerthum Glanz und Macht zu verlieren begann. Lesen die Kleiderordnungen der Räte, ihre Hochzeits- und Saufverordnungen, ihre Verfügungen und Ma-regeln gegen den Luxus, so scheint es, als hätte sich das Stadtbürgerthum im Augenblicke, da seine ehemalige Macht verlor, noch einmal zu einer schwindigen Prunk- und Prachtentfaltung erhoben der letzten nach den stolzen Tagen seiner mittelalterlichen Herrlichkeit.

Der Zusammenbruch der ehemaligen bürgerlichen Stellung kündigte sich schon früh an in der Annahme des Proletariats, gegen welches Niemand eine Hilfe wußte. Die Zahl der Armen war den deutschen Städten zu Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts ganz unglaublich angewachsen. In Hamburg waren 1451 bis 1516 bis 24 Prozent der Bevölkerung Arme, Augsburg gab es 1520 2000 „Nichtshändige“ und so war es fast überall.

In dem fürchterlichen und blutigen Ringen der Kriegszüge, die Deutschland verwüsteten und das Werden der neuen Zeit begleiteten, sank ehemalige Bürgerherrlichkeit in Trümmer. Obviel trug hierzu auch bei die Entvölkerung des Handels, der die Grundlage der bürgerlichen Wohlthums zünftlerische Produktionsweise, zerstörte. Neues Bürgerthum reifte heran, welches heute, Zeigen des Kapitalismus, wiederum die höchste Stufe seiner Entwicklung erklimmen hat.



Fans Dahl: Fuchs und Gänse.

Flissaken.

Von Otto Breilmann.

(Schluß.)

Auch die gemächliche Art der Arbeit zeigt die Flissaken als bedürftiglose Menschen. Denn je bedürftiger ein Mensch wird, je eiliger wird er arbeiten, je mehr wird er alle Vortheile, die sich ihm in seiner Thätigkeit bieten, als: bestes Werkzeug, beschleunigtes Verfahren usw., heraussuchen. Die Flissaken aber sind noch nicht so weit. Man muß mal ein zu Thal fahrendes Floß gesehen haben. Es ist meist mehrere hundert Meter lang. Die Balken, aus denen es zusammengeleßt ist, haben in der Mehrzahl eine Länge von 18 bis 24 Fuß. Auch sogenannte Balkenenden von 9 bis 17 Fuß kommen zahlreich die Weichsel herab. Durch einige quer darüber gelegte Reife sind Holzstücke geschlagen. Vier und da sind die Balken und Hölzer des Floßes mit aus Rinde gedrehten Seilen zusammen gebunden. Eisenre Werkzeuge kennen die Flissaken meist nicht. Geht irgend eine Stelle an einem Floß auseinander, so nehmen die Flößer einen aus einem Holzfloß bestehenden Hammer und schlagen damit gegen eine hinter die Balken gestemmte Stange.

Auch die am vorderen und hinteren Ende angebrachten, zehn bis zwölf Meter langen Steueruder sind nur leicht auf mehreren Keilen befestigt. Bei dieser Bauart ist es denn kein Wunder, daß die Flößerei erst beginnt, wenn die Hochwasser ganz gefallen sind und wärmere Frühlingssonne auf die lehmigen Wellen der Weichsel strahlt. Wenn das Wetter sehr günstig ist, können die Flößer schon im März ihre Holzstücke dem Wasser anvertrauen. In vielen Jahren beginnt jedoch erst um diese Zeit der Gangan und mit ihm das Hochwasser, das Wochen lang und oft selbst Monate im Strombette hundert hatet, als könne es nicht schnell genug in's Meer gelangen. Wehe dem Floß, daß sich in seine Wellen und Strudel wagt. Wie mit vorräumigen Niesensanden

peilt das Wasser die Frachten und reißt sie wie kleines Spielzeug auseinander. Die Balken und Eisenbahnpfeiler wickeln wie Strichhölzchen dahin.

Auch in diesem Frühjahr, ebenso wie vor zwei Jahren, mußten die Flößer bis in den Mai auf kaltes, bruchbares Wasser warten. Bis Ende April hatten die Weichselstufen über die Ufer. In Thorn überflutheten sie sogar die hochliegende Dausenbahn, so daß die Ladearbeit sehr erschwert wurde.

Selbst eine Verzögerung bedeutet natürlich nicht wenig im ganzen Holzhandel und auch in der Flößerei. Denn die für den Ausfuhrhandel bestimmten Danziger Schiffe müssen erst nochenslang auf ihre Ladung warten — am dem plötzlich, wenn die Flößerei im Gange ist, nicht möglich zu sein, das ankommende Holz schnell genug einzunehmen. Und die großen Transiliter an den unteren Weichselstufen werden dann auch sehr überfüllt. Danzigs Holzhandels aber dürfte den bedeutendsten Einfluß auf die gesamte Flößerei haben.

Den den im Jahre 1897 über die Grenze gekommenen Frachten gingen allein 668 nach Danzig. Und 1899 bezog Danzig von den 2232 Frachten 896. In Danzig selber Danzig 1897 für etwa 14 Millionen Mark Holz ein, im Jahre 1899 dagegen für 20 bis 22 Millionen. Bei einem solchen Umsatz ist es leicht möglich, daß die Verwaltungsverhältnisse nicht mehr genug den Anforderungen bewilligen können. Auch die Schiffsbauwerke schaffen die Massen nicht schnell genug aus dem Wasser, daß die für die Flößerei bestimmte Holzstücke wieder frei wird. Vielleicht kann eine Stelle aufgenommen werden.

Um ist die Zeit da, wo die Flöße an den Ufern verankert werden müssen, bis an der Mühung wieder mehr Platz wird. Besonders bei Thorn ist dann der Strom fast ganz bedeckt mit dem grauen Holz, auf das die Hochwasserjunge herabstürzt. In diesen Tagen haben die beiden Thorer Arbeitervereine alle Hände voll zu thun, daß sie die Holzstücke beisammen halten.

Die Thorer Arbeitervereine sind eine durch das Wesen der Flößerei und durch die Kleinheit der

Flissaken gezeitigte Erscheinung. Vor Allem schaffen die Arbeitervereine die Flöße durch die Thorer Eisenbahnbrücke, die mit ihren massigen, starken Pfeilern schon manchem Floß gefährlich geworden ist. Und es bedeutet nicht selten den Tod für Manchen aus der Flößermannschaft, wenn das Fahrzeug auseinander berstet und der bössartige Strom es in die Gewalt bekommt. Rähne, auf die sich die Flissaken retten könnten, haben sie fast nie. Und ein Sichanklammern an die zerfallenen Theile des Floßes bedeutet fast einen sichereren Tod, als ein sich in die Wellen stürzen. Denn die Wellen schleudern die losgerissenen Balken mit solcher Wucht gegeneinander, daß Jeder, der sich an sie klammert, zerquetscht wird.

Allerdings haben viele Flößer eine gewisse Geschicklichkeit in und auf dem Wasser. Aber sie besitzen nicht einmal die Seile und Ketten und Anker, mit denen sie die Flöße sicher und unbedroht durch die Brücke schaffen könnten. Da springen dann die Arbeitervereine ein. Sie übernehmen die Garantie für das sichere Durchführen zwischen den gefährlichen Steinpfeilern und verdienen dabei ein schönes Stück Geld. Vor Allem müssen sie sorgen, daß das Holz im Wasser bleibt. Im Hochwasser, in der Juli- und Augusthike, wird das Flußbett schmaler und schmaler. Da müssen sie das Holz immer wieder vom Uferland lösen und in's Wasser schaffen. Es darf nie austrocknen; sonst verliert es an Werth. Ist es erst mal getrocknet und kommt dann wieder in's Wasser, so erhält es später Sprünge, die es natürlich minderwerthig machen. Auch lockert sich auf dem trockenen Boden die Verbindung des Holzes und es kommt wohl vor, daß ein Theil eines Floßes plötzlich stromabwärts gleitet. Nur mit großer Mühe kann solch ein Floß wieder zusammengefügt werden.

Biersuch übernehmen auch die Flissaken selber die Ueberwachung des Floßes. Sie graben sich da am Ufer eine Erdhöhle, ähnlich, wie es die Arbeiter im preussischen Osten thun. Etwa halben Meter im Geviert wird die Erde einen halben Meter oder auch etwas tiefer ausgehoben. Ueber das Loch werden zwei Lagen Bretter gelegt, daß sie oben im Winkel zusammenstoßen und so das Dach bilden. Auf die Bretter kommt die ausgehobene Erde und der Rasen, und ein gegen alle Witterung Schutz bietender Unterschlupf ist gefunden.

Es ist ein wilder, fast romantischer Anblick, wenn die Flissaken vor diesen Hütten lagern, vor denen ein kleines Feuer brennt.

In letzter Zeit schwinden aber diese grotesken Urwälderhöhlen. Die Besitzer der Uferländerereien wollen das nicht mehr dulden. Auch die Polizei ist empört über diese ohne Bauerlaubnis errichteten Wohnstätten. Nur dort, wo der Forst bis dicht an's Ufer tritt und wo Sandhügel irgend eine Bodenkultur unmöglich machen, findet man noch solche Erdhöhlen. Auch von den mehr hügeligen Uferstreifen zwischen Jordan und Kulm, sowie bei Meise sind solche Plätze zu finden, an denen die Flößer nicht gehört werden.

Aus alledem spricht Bedürfnislosigkeit der Leute, ihre Kraft im Ertragen unwürdiger Zustände. Aber zugleich schadet ihr Leben auch ihre Zufriedenheit mit einem kümmerlichen Dasein.

Natürlich hat ihre Lebenshaltung auch Einfluß auf die der Landesstrecken, in die sie gelangen. Viele von ihnen kehren nicht wieder zurück in ihr Heimathland. Sie bieten sich zu geringen Löhnen überall an. Und so mag es kommen, daß die Arbeiterverhältnisse Weichseln ungezügelter und ungefehrter sind, als die Däprensens.

Die intelligentere Masse der Arbeiterschaft wandert zum Theil ab. Und der frische Zustrom wandererischer Kräfte verdrängt immer wieder die nach einigen Generationen aufgestiegenen Nachkommen der Zugewanderten.

Die Zuwanderung ist nicht gering. Kommen doch jährlich zweihundert bis dreihunderttausend Flissaken den Strom herab. Da auf jedem Floß zehn bis fünfzehn Männer thätig sind, dürften auf den 2200 bis 2400 Floßen schon hundert Menschen über die Grenze kommen. Und es sind zum größten Theil

junge unverheiratete Burschen, die ihre Militärdien bereits hinter sich haben und in der besten Kraft stehen. Die sind nirgend gebunden. Und sie nehmen jede Gelegenheit wahr, sich eine bessere Lebenslage zu schaffen.

Die Anderen sehen zu, daß sie Heimfahrt auf einem Dampfschiff oder sonst einem Stromaufwärts fahrenden Kahn finden — möglichst unentgeltlich. Andere wieder werden unter der Obhut des Floßführers auf dem schnellsten Wege, per Eisenbahn, zurückgeschafft; wo sie gleich wieder ein Floß bekommen müssen.

Sie leben so ähnlich, wie die Sachseingänger. Verlassen im Frühjahr ihr Heimathsdorf, sparen und quälen sich bis in den Herbst hinein und kehren dann heim, um gleich dem Hamster im Winter von dem zu leben, was sie im Sommer gesammelt — oder auch sich ein Heim mit dem Ersparten zu gründen.

Wie die Sachseingänger kaufen auch sie ihren Bedarf an Kleidungsstücken gern in Deutschland, wo er ihnen nicht so theuer zu stehen kommt, wie in dem durch hohe Zölle abgesperrten Rußland. Besonders gern kaufen sie in den Krambuden des Thorer Rathhauses. Dies Thorer Rathhaus dürfte das einzige sein, das wenigstens zum Theil noch seiner ursprünglichen Bestimmung dient. Bekanntlich waren die Rathhäuser der im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit gegründeten Städte vor Allem Gildehäuser der Kaufmannschaften, aus deren Kreisen die Behörden gewählt wurden und die einen Theil ihrer Räume den Behörden überließen. Die unteren Hallen aber waren stets Kaufhallen oder Lagerkeller der Gilden. In einzelnen alten Städten, wie in Danzig, Breslau, Bremen kommt das noch zur Geltung. Die Kellerreien der Rathhäuser sind theils Lagerräume, theils Rathskeller. In Thorn aber sind die unteren Räume Kauf- und Kramhallen geblieben. Die besseren Geschäfte haben allerdings diese den Bedürfnissen der Neuzeit nicht entsprechenden Räumlichkeiten längst verlassen. Aber die jetzigen Händler fänden sich dort ganz wohl. Es sind Händler, die meist alten Kram, Trödelzeug, und die billigsten Stoffbedeckungen, Hosen, Jacken und Stiefel führen. Bei ihnen ersehen sich die Flößer eine neue Ausstattung, die zum nicht geringen Theil aus getragenen Sachen besteht. Daheim stolziren sie dann mit der Würde eines Gecken daher und bestechen in dem Glanz ihrer Kleidung die Dorfchönen, die sie so lange entbehren mußten.

Denn fast nie ist ein weibliches Wesen auf einem Floß zu sehen. Es ist schon eine Seltenheit, daß ein Floßführer seine Frau mit auf die Fahrt nimmt. So sind denn die jungen Kerle ganz auf einander angewiesen. Und in ihrem engen Kreise müssen sie Wochen und Monate ausharren. Langsam geht es zwischen den sich fast stets gleichförmigen Ufern der Weichsel stromabwärts. Immer nur flaches Gelände, selten niedrige Hügel. Meist weite Wiesen oder Roggenfelder am Strom entlang. Hier und da, durch eine Sandbank vom Strom getrennt, ein todter Lämpel, den das letzte Hochwasser hinterlassen.

Und dazu die eintönige Arbeit: den ganzen Tag über stehen je zwei Mann an den Steuerudern; je nach der Größe des Floßes sind vier, sechs bis zehn solcher Arbeiter auf dem Fahrzeug.* Voran fährt der sogenannte Reitmänn in einem Seelenverkäufer. Er untersucht das Fahrwasser, ob es kein Hinderniß für das Floß bietet. Die Weichsel fließt nämlich aus ihrem unregulirten oberen Lauf große Sandmengen mit herab, die oft gefahrvolle Sandbänke bilden. Das Boot des Reitmänn ist aus wenigen Brettern zusammengehanen. Ein einzelner Mensch kann gerade nothdürftig darin sitzen. Den Namen Seelenverkäufer führt es nicht mit Unrecht. Es sieht erschreckend aus, wenn diese gebrechlichen Auß-

* Je mehr die Sonne aber den Strom austrocknet je weniger Zufluß er aus den Wäldern und Wiesen Polens erhält, desto häufiger müssen die Flissaken einen Strick über die Schulter nehmen und das Holz treibeln. Das Gefälle des Stromes ist nicht stark genug, ein Floß schnell vorwärts zu tragen.

schalen auf den Wellen des breiten Stromes schaukeln. Aber die Flusssäfen verstehen es nicht besser. Es mangelt ihnen weniger an Material, als an Werkzeug, sich ein besseres Boot zu bauen. Auch hier äußert es sich, daß sie nur über die allerprimitivsten Geräte verfügen.

Es liegt eine erdrückende Stimmung über solch einem Floß, wenn ein Landregen es einhüllt, oder

die Morgennebel nicht weichen wollen, trübe Wolken den Himmel verhüllen. Durch den Dunst dringen von vorn nur die langgezogenen Rufe des Rettmanns. Der Floßführer wiederholt sie den am hinteren Ende Arbeitenden, die kaum zu erkennen sind. Ein Ufer verschwindet Alles in verschwimmenden Umrisse. Das Schiff der Lämpel raschelt. Ab und zu fliegt eine Gerte oder ein Wasserhahn auf. Und in ein-

förmigem Takt klatschen die Wellen ihr trauriges Lieb gegen die Hölzer. Plötzlich ein Stampfen und Klatschen. Ein schlankes Dampfschiff taucht aus dem Nebel und eilt vorbei. In wenigen Minuten ist es schon verschwunden, hat es das Floß überholt.

Und nur ein heftiges Klatschen der Wasser gegen die Balken kündigt, daß eben die Neuzeit an der Vergangenheit vorbeigehastet. —

Die Liebe auf dem „Kuhfänger“*

Erzählung von Kristofer Janson.

Jim begann darüber zu philosophieren, ob die Ehe wissenschaftlich sei oder nicht, und kam zu dem Resultat, daß es am besten wäre, niemals zu heirathen. Seine Mutter bestärkte ihn auch in diesem Gedanken. „Gehirne niemals, Jim,“ sagte sie, „alle Mannskinder sind nur Tagebiede und Trunkenbolde.“ Jim begriff freilich nicht, was dies mit seiner möglichen Ehe zu thun hatte, da er ja nicht daran gedacht hatte, sich mit einem Mann zu verheirathen; aber das war ja auch gleich. Das Resultat war, trotz des unverständlichen Ausspruchs der Mutter, daß er niemals heirathen durfte, und darin war er mit seiner Mutter einig.

Jim hatte sein Gelübde getreulich gehalten, bis er zwischen vierzig und fünfzig war; aber da machte die Liebe ihr Recht geltend.

Als seine Eltern gestorben waren, verließ Jim seine irische Heimath, reiste nach Amerika und hinaus in die wilde Prairie. Da fing er mit einigen Landlosen Moschusthiere, trieb mit den Indianern Tauschhandel und rodete Land. Aber die Zivilisation kam ihnen nachgezogen, die Eisenbahn ebenfalls und auch neue Ansiedler; der Wald wurde niedergehauen, die Sümpfe ausgetrocknet; es entstand da eine Stadt, an der die Eisenbahnstation angelegt wurde, eine Stadt, bestehend aus zwei Krämergeschäften und drei „Saloons“. Der eine Saloon nannte sich Hotel. Mit den neuen Ansiedlern kamen auch verführerische Gastwirthin, und Jim's zwei Freunde waren der Versuchung erlegen und hatten geheirathet, und stellten nun listig ihre Nehe aus, ihn zu fangen. Jim begann auch im Ernst an diese Sache zu denken; denn, wie gesagt, er begann sich nun ein wenig alt und abgearbeitet zu fühlen, und die „Liebe“ begann daher ihr Recht geltend zu machen. Wenn er in seiner gewohnten Junggesellenweise, draußen bei der Pumpe stand, und die Teller aufwusch, den Kochtopf austragte, dachte er daran, daß es unzulänglich behaglicher wäre, mit seiner Pfeife auf einem Stuhl zu sitzen und die Frau das Alles machen zu lassen. Wenn er die schweren Kartoffelstücke hinein trug, dachte er: da würde es besser sein, wenn Du wenigstens die Hälfte auf den Rücken Deiner Frau legen könntest. Und wenn das Holz feucht war, und er blasen und blasen mußte, daß ihm der Rauch und die Asche in die Augen flogen — das hätte er sich auch ersparen können, wenn er verheirathet gewesen wäre. Jim stand in Gefahr, dem Ideal seiner Jugend untreu zu werden.

Da sah er eines Tages zufällig ein Frauenzimmer, das auf dem Felde Kartoffeln grub, und er blieb in stiller Bewunderung stehen. Wie die Haade arbeitete! So was hatte er noch nie gesehen. Es war, als wenn die Kartoffeln um sie herumflogen und als wenn sie sich nicht einmal Zeit ließ zum Athemschöpfen. Sie hatte die Aermel aufgestreift, so daß die rothen, fleischigen Arme in der Sonne leuchteten. Jim fuhr förmlich jedes Mal zusammen, wenn sie ihre gefährliche Waffe schwang und sie in die Erde hieb. Er dachte im Stillen: Wie viele Scheffel Kartoffeln konnte die so in einem Tage ausgraben! Und eine stille Wehmuth überfiel ihn.

Jim stand hinter einem Busch, so daß er ungestört all' ihre kraftvollen Bewegungen betrachten

konnte. — Er sah den breiten, kräftigen Rücken und dachte seufzend an die schweren Mehlsäcke, die von der Mühle nach Hause getragen werden mußten; er sah die runde, wogende Brust und dachte: „Wie müßte die das Feuer am Morgen andulden können!“ Er sah die muskulösen Waden, denn sie hatte den Rock aufgeschürzt und dachte: „Wie muß die am Markttage tanzen können!“

Eine heftige Liebe erfaßte Jim; er hatte noch nie ein so anziehendes Weib gesehen. Sie mußte eine Neuangekommene sein, denn er hatte sie noch nicht gesehen, und er kannte doch Alle in der Gegend. Er beschloß sofort, Nachforschungen anzustellen. Er ging ihr nach, als sie nach Hause ging, in passender Entfernung, und er sah, daß sie auf eine Farm zuschritt, die ein Amerikaner gerade an einen Deutschen verkauft hatte. Im Hofe stand ein Wagen und ein älterer Mann saß auf dem Sitze mit der Leine in der Hand. Als die Frau ihn erblickte, ließ sie die Kartoffeln, die sie in der Schürze trug, zu Boden fallen und starrte den Mann in stummer Verwunderung an. Dann eilte sie auf den Wagen zu, setzte beide Hände in die Seiten und rief in durchaus nicht sanfterm Tone: „Habe ich Dir nicht verboten, ein für alle Mal verboten, zur Stadt zu fahren?“

„Ja, aber Du weißt doch, daß der Pflug von der Station abgeholt werden sollte“, erwiderte der Mann sanft und halb beschämt.

„Kann ich vielleicht nicht den Pflug ebenso gut holen, wie Du? Kommt Du zur Stadt, liegt Du nur in den Saloons und vertrittst allen Verdienst, und dann habe ich noch die Mühe, Dich nach Hause zu schleppen. Du hast nun eine Farm ruinirt; aber ich habe mir selbst gelobt, Du sollst die zweite nicht ruiniren! So, und nun herunter mit Dir! Ich werde heut' Nachmittag nach dem Pflug fahren, und dann kommst Du an meiner Stelle auf den Acker gehen!“

Dabei packte sie ihn und hob den Mann ohne Weiteres vom Wagen herunter und hieß ihn die Kartoffeln wieder auflesen, die über den ganzen Hof hingeworfen waren. Der Mann brummte etwas von Teufelsweib, gehorchte aber doch, und das Frauenzimmer ging mit festen Schritten in's Haus hinein, um das Mittagessen anzurichten.

Jim stand seltsam erregt da. Erst fieseln ihm die Warnungen seiner Mutter ein, nicht zu heirathen, da alle Männer Tagebiede und Trunkenbolde seien, und dann fiel ihm weiter ein, daß dieses bewunderungswürdige Exemplar des starken — nein, schönen — Geschlechts vielleicht für ihn unerreichbar war.

Er ging zu dem Manne hin, der noch immer murrend umherging und die Kartoffeln aufsaß und begann mit ihm ein Gespräch. Und da erfuhr er denn, daß er allerdings der Deutsche war, der die Farm gekauft hatte, und daß das Frauenzimmer — der Deutsche sah sich vorsichtig um — ein norwegischer Satan wäre — sonst ein prächtiges Weib — mit dem er vor etwa zwanzig Jahren zusammen an Bord über das Atlantische Meer gereist sei und sich darauf mit ihm vereint habe im heiligen Ehestande.

Jim fragte sich im Nacken, sagte Adieu und wünschte, daß der Deutsche so bald wie möglich den Hals brechen möchte.

Mehrere Jahre ging Jim geduldig unher und wartete darauf, daß dies geschehen sollte und richtete als frommer Patriot viele Gebete an den Heiligen St. Patrick deswegen — und so geschah es denn

wirklich. Der Deutsche war in einem Anfall von Ungehorsam gegen den Willen seiner Eva zur Stadt gefahren, und das Resultat war, daß er niemals wiederkehrte. Er hatte sich betrunken und war aus dem Wagen gestürzt. Die hinteren Räder des schwer belasteten Wagens waren über ihn hinweggegangen und er wurde todt, am Wege liegend, gefunden.

Als Jim dies erfuhr, dankte er Gott und dem Heiligen St. Patrick und bereitete sich sorgfältig für seinen Freiengang vor. Er wusch sein Gesicht und seinen Oberkörper und zog ein reines Hemd an; er kaufte sich ein roth und blaues Halstuch und goldene Manschettenknöpfe, das Paar zu 10 Cents, kurz, er ergänzte seinen Anzug durch viele solche Kleinigkeiten, von denen er wußte, daß sie auf das schöne Geschlecht Eindruck machten. Er entsagte für einen ganzen Tag des Branntweins und Tabaks.

Als er endlich zu seiner Schönen hinkam, zeigte sich, daß ihm schon Einer zuvor gekommen war. Es war der Nachbarfarmer, ein Schwede, der aber nur ein Auge hatte. Jim fragte sich verwundert, ob es ihm gehen sollte, wie dem Mann in der alten Geschichte, der erst am Grabhügel zum Freien kam. Inzwischen sah er bald, daß der Schwede nur in der Absicht gekommen, Balsam in die Wunde der trauernden Wittve zu gießen. Und es zeigte sich, daß der Schwede sehr gottesfürchtig war; denn er zitierte den Propheten Elias und kam mit einem Bers von der Pforte des Paradieses; aber das hatte augenscheinlich keinen Erfolg bei der trauernden Seele. „Pforte des Paradieses! — da muß einer wohl ein bißchen nüchtern sein, um da hinein zu kommen,“ rief sie höhniisch. Aber ihm wäre ganz recht geschehen. Wenn man kein tüchtigerer Kerl ist, als daß man sich voll trinkt und am Sandweg liegen bleibt, dann verdient man nichts Besseres. „Aber er war doch auch so nett und gut, der Arno!“ Die Wittve bekam einen Anfall von Nüchternheit, so daß sie zur Schürze ihre Zuflucht nehmen mußte. Jim benutzte die Gelegenheit, von dem fürchterlichen Laster der Trunksucht und von dem warnenden Beispiel seines Vaters zu erzählen, wurde aber ganz stumm auf die kurze, scharfe Bemerkung der Wittve: „Du bist ihm wohl gut nachgeartet?“

Der Schwede benutzte listig Jim's Niederlage, um von dem großen Glück zu reden, von braven Eltern herzustammen und malte sein Elternhaus in den rosigsten Farben. Aber Jim hatte so glücklich manöverirt, daß der Schwede sein blindes Auge der Wittve zuwenden mußte, so daß er genöthigt war, den Kopf zu verdrehen und ein wenig mit dem anderen Auge hinzuschauen, was sich unzulänglich nicht zu seinem Vortheil ausnahm. Und Jim suchte seine Niederlage auf dem moralischen Gebiete dadurch wett zu machen, daß er auf das mehr Praktische überging. Er sprach nun von der Vorzüglichkeit seiner Farm, wieviel Getreide er erntete, wieviel Pferde, Kühe und Schweine er halten könne.

Darin konnte der Schwede nicht gegen ihn aufkommen, da er ein Neuanfiedler war, und da mußte er einen Ausweg in der Bemerkung suchen: „Ja, und dann ist die ganze Nachbarschaft voll von Iren, und wir wissen ja, was für eine Art Leute das sind.“

Dieser Angriff auf Jim's Nationalität machte ihn natürlich wüthend, und nun fuhren die beiden Nebenbuhler sich gegenseitig in die Haare, so daß die Wittve zuletzt Jeden beim Fragen nehmen und Jeden zu einer anderen Ehre hinauswerfen mußte.

Jim sah, die Eroberung war nicht mit einem

* In Amerika sind die Lokomotiven mit einer schneepflügelartigen Vorrichtung versehen, um die Räder aufzulegen und beiseite zu schieben, die auf den Gleisen draußen in der Prairie liegen oder gehen; diese Gangvorrichtung nennt man „Kuhfänger“.

